Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 95 (1969)
Heft: 16

Artikel: Die Damen der Romantik hatten ihre Grillen
Autor: Knobel, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-508741

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu einem neuen Buch

Die Damen der Romantik hatten ihre Grillen

Die Pfeifen der Orgel des Karussells

Sein Alter bietet Gewähr dafür, daß es sich um einen ‹Gesetzten› handelt: Er ist über siebzig. Daß er geistig jung geblieben ist, zeigt sich darin, daß er in ganz bestimmten Erinnerungen zu kramen pflegt; mit großem Behagen, mit glücklichen Augen. Er lebte damals, als er um die zwanzig war, in einem Dorf vor einer größeren Stadt. Davon weiß er zu erzählen:

«An der Kirchweih, da pflegten wir energisch zu *demonstrieren* gegen die Burschen aus der Stadt, die mit unseren Mädchen tanzen wollten. Wir packten z. B. einen dieser Kerle und warfen ihn quer durch die Orgelpfeifen des Karussells, halfen dem Schädelbrüchigen aber hernach galant in das Spitalauto . . .»

«Der Gemeindeschreiber verkörperte für uns die böse Obrigkeit, gegen die wir *protestierten*, indem wir z. B. dieses Mannes Gartenhäuschen nächtlicherweile sorglich entwurzelten und es weit, weit weg in einem Tobel verankerten. Möglicherweise haben wir es auch in das Tobel *gestürzt* – man weiß ja, wie man mit zwanzig ist . . .»

«Bei der Feuerwehr mangelte es den Aelteren an der Bereitwilligkeit, uns Jungen ein Mitspracherecht einzuräumen. Dagegen *manifestierten* wir nachtbübischerweise sehr heftig. So strichen wir z. B. einmal das Fahrrad des Feuerwehrkommandanten heimlich mit dikker Oelfarbe an. Inklusive Sattel und Speichen und Kette. Rot . . .»

Der Leser glaubt nun zu wissen, wo ich hinaus will; aber er irrt sich. Ich möchte damit nicht sagen, was heutige jugendliche Rabauken tun, hätten die Alten in ihrer Jugend – auf ihre Weise – auch getan. Nein! Das wurde schon zu oft gesagt.

Denkanstöße

Heute wird ein Andersdenkender von manchen Jungen zwar ebenfalls nicht durch gute Argumente in der Diskussion überzeugt, aber auch nicht mehr dadurch, daß man ihn quer durch eine Karussellorgel ins Spital befördert. Heute führt der Weg ins Spital über mit Nägeln bestückte Latten, über Schlagringe und Pflastersteine.

Es wird manifestierend kein Velo mehr bemalt, sondern ein Auto in Brand gesetzt. Man versetzt keine Gartenhäuschen mehr, sondern man zündet ein Kaufhaus mittlerer Größe an. Weil es heute nicht mehr viele Karussellorgeln, immer weniger Fahrräder, dafür mehr Autos gibt und weil es heute statt Gartenhäuschen gedeckte Sitzplätze (die allzugut verankert sind) gibt.

Und auch die Zielsetzung der Manifestierenden, Demonstrierenden, Protestierenden ist heute anders: Man schlägt und brandschatzt und queruliert und demonstiert in manchen Kreisen nicht mehr ‹einfach so›, sondern es ist viel komplizierter: Man will damit – so heißt es – dem Füdlibürger, dem Ewiggestrigen, dem Reaktionär, dem Establishment endlich Mores zeigen, d. h. zeigen, wo Bartli den Most holt, nämlich: man will ‹das Volk veranlassen, zu *denken*›. Kurzum: Damit, daß man sich für einige Stunden auf Tramschienen setzt, in einem Universitäts-Hörsaal stripteasend uriniert oder etliche Autos umstürzt, wollen Leute anderen Leuten ‹Denkanstöße› geben, was – wie gesagt – ziemlich kompliziert ist, weil nämlich ein brennendes Auto z. B. Biafra bedeutet. Eine blockierte Verkehrsstraße bedeutet angeblich Vietnam, und die Prügelei mit Polizisten soll, wie es scheint, ‹dem Establishment› den Anstoß geben, zu denken, wie sehr viel mehr man Rabauken zur Mit*sprache* heranziehen soll.

Der Leser wird nun annehmen, ich wolle die jugendlichen Demonstranten in Bausch und Bogen verurteilen. Mitnichten. Ich achte jene, die ein Malaise empfinden, ein Unbehagen darüber, daß unsere Welt nicht die beste ist. Ich verurteile sie auch nicht, weil ihre Ziele oft so vage sind. Denn der Grund manchen Unbehagens läßt sich gar nicht so leicht umschreiben.

Was ich sagen möchte, mag etwas ironisch sein: Da gibt es Junge, die gegen Reaktionäre und gegen Establishment vom Leder ziehen, gegen die Aelteren, die Veralteten, Verknöcherten. Und was tun sie: Sie bedienen sich in der Tat haargenau derselben Mittel, wie sie eben die Reaktionäre und Alten auch benützt haben. Siehe unseren Siebziger. Der Bombenleger von heute gehört zum Establishment. Zum Establishment der Anarchisten. Es ist geradezu belustigend: Der handgreifliche Protest der Jungen ist in seiner Form fürchterlich verstaubt, schrecklich altmodisch, gräßlich antiquiert, so gar nicht neu, sondern schlicht reaktionär.

Frage: Wenn man also mit dem Protest schon ausgetretene Pfade beschreitet – weshalb denn nicht einen zwar auch alten, aber wirksameren: indem man, statt knallende Denkanstöße zu geben, erst einmal selber denkt. Und indem man vom Ergebnis dieser Denkarbeit andere zu überzeugen sucht. Es ist mir fast etwas peinlich, zu gestehen, daß dies nichts anderes bedeutet, als – zu politisieren, zu diskutieren.

Ein Politiker

Politiker sind nicht unbedingt so, wie manche, vorab Junge, sie sich vorstellen. Es gibt z. B. einen Herrn G. A. Chevallaz, der nicht nur Stadtpräsident von Lausanne, sondern überdies Nationalrat ist. Er war es, der folgendes schrieb:

‹Die Damen der Romantik hatten ihre Grillen. Ihre Blässe zeugte von einem Zustand matten Dahinschmachtens. Es gehörte bei den Anlässen der Gesellschaft durchaus zum guten Ton, sich nicht wohl zu fühlen, einen stützenden Arm zu finden und sich Riechsalz bringen zu lassen, um etwas Farbe und ein flüchtiges Lächeln wiederzugewinnen.

Unsere politische Modeströmung ist das Malaise; vom Graben zwischen Deutsch und Welsch bis zum Milchpreis, vom Tessin über den Jura bis zur Dienstverweigerung aus Gewissensgründen, der Geburtenregelung, der Montbéliarde-Viehrasse, den Mirages und der Konjunkturdämpfung kultiviert jeder sein Malaise, begießt es mit seinen Tränen, auf daß es gedeihe, und durchtränkt sich dabei selbst mit Bitterkeit. Man beklagt sich über die Gemütsruhe, die Untüchtigkeit, die dicke Haut der politischen Dummköpfe . . . Man wendet sich mit Abscheu vom Kuhhandel der Parteien ab. Man pflegt die politische Enthaltsamkeit mit hochmütiger Ueberzeugung.›

Dieser Angehörige des ‹Establishments› hat nicht nur seine schöne Portion ironischen Humors, sondern er ist sogar ein ausgesprochener Nonkonformist. Er gesteht ganz offen:

‹. . . Es stimmt, daß in der besten aller Eidgenossenschaften nicht alles zum Besten steht. Daß die Kritik gerechtfertigt und heilsam ist. Daß zahlreiche Probleme ihrer Lösung harren. Daß wir uns hüten müssen vor der Erstarrung, vor behaglich schnurrender Selbstzufriedenheit und vor einem Empirismus, der nur von einem Tag zum andern reicht . . .›

Und auch er gibt Denkanstöße, wobei er sich allerdings zu diesem Zweck nicht auf Tramschienen setzt, sondern die politische Dis-

kussion neu zu beleben sucht, indem er ein Buch schrieb. Viele sollten es denkend lesen, statt in vorpubertärer, neandertalerhafter Art ‹Denkanstöße› geben zu wollen.

Chevallaz schreibt in diesem Buche:

‹... Wir erleben ohne Zweifel eine Wandlung, eine Revolution ohnegleichen. Wir können uns daher nicht an liebe alte Gewohnheiten binden oder uns mit einfachen, ergänzenden Teillösungen, mit Flickwerk und Reparaturen begnügen. Wir müssen unsere Probleme genau bestimmen und unsere Institutionen in den neuen Zusammenhängen der Technik, der Wirtschaft und der internationalen Beziehungen auf die Probe stellen. Aber wenn man sich auch mit Recht weigert, auf ausgetretenen Pfaden weiterzugehen, kann man doch gewisse Konstanten, das Erbe der Vergangenheit, die menschliche Natur, nicht einfach verleugnen.

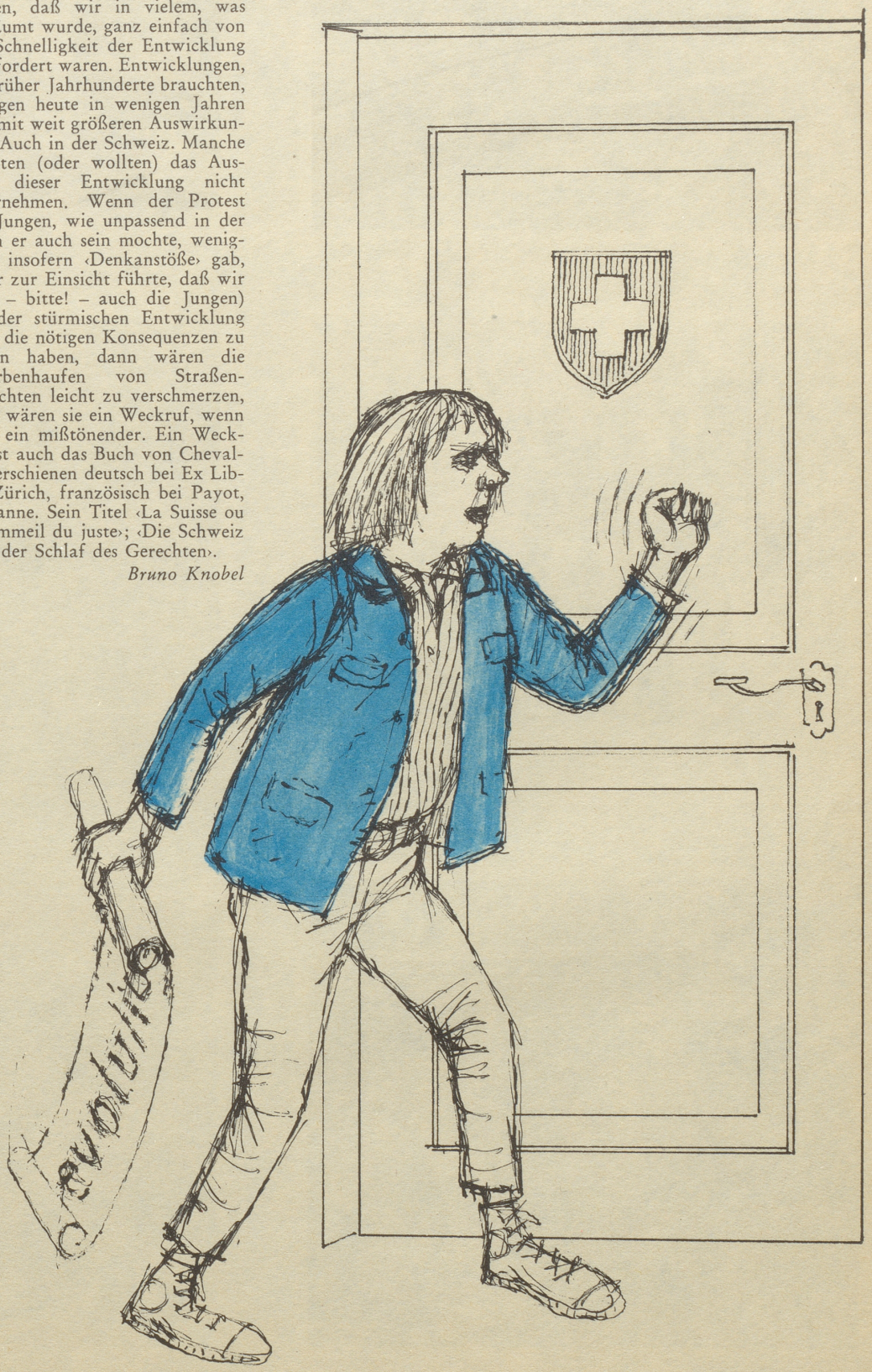
Die Politik entsteht nicht aus dem Nichts, aus dem konsistenzlosen und ungewissen Blau heraus. Sie entsteht auf der Grundlage der Wirklichkeit, seien das nun alte Quartiere, Ruinen oder wetterfester Boden, Sand oder Felsen, römische Abwasserleitungen oder mittelalterliche Kathedralen. Sie rechtfertigt ihre Wandlungen, ihre dauernde Entwicklung in einer bestimmten historischen Perspektive aus der Relativität der Systeme, aus den Konstanten sowohl wie auch aus den Veränderungen der Menschen heraus ...›

Die Parteien

Es sei mir noch ein weiteres Zitat aus diesem Buche erlaubt:

‹... Die Parteien sind mit der Existenz der Demokratie verbunden und – mehr oder weniger – mit derjenigen aller Regierungsformen. Die Demokratie im Reinzustand, geschaffen durch einen spontanen Aufbruch der Ideen aus der Volksmasse heraus, gibt es nicht. Dauerhaftes und zusammenhängendes Wirken ist im demokratischen Staat nur durch eine Gruppierung der Kräfte möglich, durch den Willen von ‹aktiven Minderheiten›, unter denen die Mehrheit des Volkes ihre Wahl trifft. Das können wirtschaftliche Interessengruppen sein; es ist aber von Vorteil, wenn es Parteien sind, die – ohne die Berechtigung legitimer Gruppenansprüche zu bestreiten – in der Lage sind, diese objektiv und auf Grund einer bestimmten Konzeption des Gemeinwohls zu beurteilen. Ohne Zweifel sind alle Parteien – wie alle menschlichen Gemeinschaften – noch alles andere als vollkommen. Sie sind trotzdem für die Steuerung der Demokratie unentbehrlich, und sie sind, schließlich, das, was wir aus ihnen machen, indem wir unsere Mitverantwortung an ihnen übernehmen – oder sie ihnen versagen ...›

Kein tröstlicher Trost

Die ‹Revolte der Jungen› ist geeignet, für Aeltere nicht nur ein heilsames Alarmzeichen zu sein, sondern es hat bereits schon zu einer Art ‹Schuldgefühl› geführt. Zum Teil zu Recht. Obwohl es uns Aelteren kein Trost sein soll, kann es jedoch tröstlich sein, zu wissen, daß wir in vielem, was versäumt wurde, ganz einfach von der Schnelligkeit der Entwicklung überfordert waren. Entwicklungen, die früher Jahrhunderte brauchten, erfolgen heute in wenigen Jahren und mit weit größeren Auswirkungen. Auch in der Schweiz. Manche konnten (oder wollten) das Ausmaß dieser Entwicklung nicht wahrnehmen. Wenn der Protest der Jungen, wie unpassend in der Form er auch sein mochte, wenigstens insofern ‹Denkanstöße› gab, als er zur Einsicht führte, daß wir (und – bitte! – auch die Jungen) aus der stürmischen Entwicklung auch die nötigen Konsequenzen zu ziehen haben, dann wären die Scherbenhaufen von Straßenschlachten leicht zu verschmerzen, dann wären sie ein Weckruf, wenn auch ein mißtönender. Ein Weckruf ist auch das Buch von Chevallaz, erschienen deutsch bei Ex Libris, Zürich, französisch bei Payot, Lausanne. Sein Titel ‹La Suisse ou le sommeil du juste›; ‹Die Schweiz oder der Schlaf des Gerechten›.

Bruno Knobel